



Im toten Winkel: Der Bankangestellte sah, wie Geld und andere Vermögenswerte blitzschnell um die Welt geschoben wurden – und er erfuhr, wie einfach es war, Spuren dieser Transaktionen zu verwischen.

Foto: AFP

Alles muss raus

Hervé Falciani ist der Schrecken der Schweizer und der Steuerhinterzieher. Er hat Bankgeschäfte verraten, die keiner kennen sollte. Auch für Deutschland hat er noch ein paar Daten – kostenlos. Ein Treffen in Nizza mit einem Mann, der sich nicht mehr verstecken will.

Von Stefan Ulrich

Nizza – Vielleicht beginnt man diese Geschichte am besten mit einem Mord. Als ich 17 Jahre alt war, wurde unser Nachbar erschossen“, erzählt Hervé Falciani. Damals, Ende der achtziger Jahre, lebte der Franco-Italiener mit seinen Eltern in Monte Carlo. Mit dem Nachbarn, einem Banker, verstand er sich gut. „Wir trafen uns im Café und gingen zusammen rudern.“ Die Bank, für die der Nachbar arbeitete, habe im Auftrag höchster französischer Kreise dubiose Geschäfte abgewickelt. Waffenhandel, sehr riskante Dinge. Dann wurde der Nachbar ermordet. „Da kapierete ich: Zwischen Geld und Macht besteht ein enger, gefährlicher Zusammenhang. Seither schaue ich mit anderen Augen auf die Banken, die Finanzen und die Wirtschaftsnachrichten.“

Falciani war überzeugt. Mit ein bisschen mehr Transparenz und Kontrolle in der Bankenwelt hätte sein Nachbar gerettet werden können, genauso wie viele andere. Denn kriminelle Geschäfte wären dann gar nicht möglich gewesen. Falciani beschloss also, so viel wie möglich zu lern-

Den, so die Montgolfier, zu Falcianis Schatz gehören auch die Schweizer Bankdaten vieler Deutscher.

Privatbanken, Steuerflucht, Weltfinanzkrisen, Terrorismus, Geheimdienste, die Schaulplätze Genf, Nizza, Monte Carlo sowie eine Prise Erotik – wer die Geschichte des 38 Jahre alten Hervé Falciani recherchiert, fühlt sich in einen etwas überdrehten Polit-Thriller gezogen. Würde die Schweiz nicht so nach ihm haschen, würde Frankreich ihn nicht so umgarnen, man könnte Falciani an einen Hochstapler halten. Doch wer ihn trifft, erlebt eine offenen Mann, der eher gelassen als überspannt auftritt.

Dabei ist seine Lage alles andere als komfortabel. Falciani hat seinen Job bei der HSBC in Genf verloren und lebt heute mit seiner Frau und der kleinen Tochter unter Polizeischutz im Hinterland des Riviera-Städtchens Menton. Gefahr droht ihm nicht nur von Schweizer Staatsanwälten, sondern auch von Schwertkriminalen diverser Länder, deren Schweizer Konten er der französischen Justiz offenbart hat. „Falciani riskiert nicht nur seine Karriere, sondern auch sein Leben“, sagt Patrick Rizzo, sein Advokat in Nizza.

Wer den Daten-Fischer Falciani treffen will, der muss um einen Termin bei Patrick Rizzo ersuchen. Der empfängt den Besucher in einem Büro an der Avenue de Verdun im prächtigen Zentrum von Nizza. Der humanistisch gebildete Jurist und Hobby-Historiker plaudert gerne über den Vatikan oder das Verhältnis Bayerns zu Österreich. Danach stellt er ein Treffen mit Falciani in Aussicht. Heute sei der Weg zu weit, das Wetter zu schlecht, aber morgen vielleicht...

Schließlich ist es soweit. Falciani wartet bei seinem Anwalt, in einem mit Gobelins geschmückten Saal der Kanzlei. Er ist ein zielicher Mann mit neugierigen Augen. Schon bald drängt es ihn hinaus. Er schlägt vor, an der Promenade des Anglais von Nizza entlangzuwandern. Hier sollen die Wellen des Mittelmeers an seinem ersten Job als Matrose auf einer Privatyacht. Danach arbeitete er für das Casino in Monte Carlo als Sicherheitsmann und im Finanzgeschäft. Daneben studierte er Informatik. „Mein Leben war schön und leicht“, erinnert er sich. Im Jahr 2000 bekam er einen Job als Systementwickler der HSBC-Bank in Monte Carlo. Bald darauf holte ihn die Bank nach Genf. Dort will Falciani rasch bemerkt haben: Etwas ist faul in der Finanzwelt.

zusetzt, geht die Staatsanwaltschaft Nizza einen Schritt weiter. Oberstaatsanwalt de Montgolfier ermittelt – auf der Basis von Falcianis Daten und Wissen – wegen Geldwäsche in einer noch nicht abschließbaren Zahl von Fällen. In französischen Zeitungen heißt es, Falciani habe der Justiz 1 300 000 Datensätze aus der HSBC-Bank geliefert. De Montgolfier sagt nur: „Wenn man die Daten, die er uns lieferte, auf Papier ausdrückte, würden sie einen Güterzug füllen.“

Doch zurück zu Falciani. Nachdem er erkannt habe, wie ungeschützt und manipulierbar das Datensystem seiner HSBC-Bank gewesen sei, habe er sich verpflichtet gefühlt, Alarm zu schlagen. Warum? „Weil daraus viele Gefahren erwachsen.“ Es geht nicht nur darum, dass ausländische Steuerbürger auf Schweizer Banken Geld versteckten. Vielmehr könnten Terroristen die Daten ausspionieren und Angler erpressen. Vor allem aber gerate das Weltfinanzsystem in Gefahr, wenn sich nicht klar nachvollziehen lasse, woher Geld stamme, was es gehöre und wohin es überwiesen werde. Großbanken könnten durch interne Geschäfte zwischen illiciter Unter-Organisationen Kontrollen ent-

gehen. Damit wachse die Gefahr, dass unkontrolliert Kredite vergeben werden. Die Finanzkrisen sei eine Folge dieser Schwächen eines „dunklen Systems“.

„Ich bin der lebende Beweis dafür, dass es in der Bankenwelt nicht genug Kontrolle gibt“, sagt Falciani. Wenn man dem französischen Fiskus und der französischen Justiz glaubt, dann konnte er Unmengen von Bankdaten liefern, zu denen er als Systementwickler eigentlich keinen Zugriff hatte.

Nun meint die Schweizer Justiz, der Informatiker habe sich die Daten der HSBC-Bank illegal beschafft, um sie zu verschleiern – etwa an Konkurrenzbanken. Falciani dagegen behauptet, er habe seine Bank frühzeitig über Schwachstellen in ihrem Datensystem informiert. In der HSBC-Bank habe es jedoch zwei Lager gegeben: ein britisches, das auf Transparenz setzte, und ein schweizerisches, das alles so weiterlaufen lassen wollte wie bisher. So sei er ins Leere gelaufen. Da habe er sich an die Schweizer Bankenaufsicht gewendet. „Ich habe nie eine Antwort bekommen.“

An dieser Stelle bekommt die Geschichte des Hervé Falciani eine bizarre Wendung. Im Februar 2008 fuhr er mit einer

Arbeitskollegin namens Georgina M. in den Libanon. Angeblich sollte die beiden ein Liebesverhältnis gepflegt und eine gemeinsame Zukunft geplant haben. Falciani weicht Fragen danach aus, Georgina M., die zur Zeit offenbar im Libanon lebt, lässt dagegen über einen Anwalt verlauten, Falciani habe sie hereingelegt. Er habe behauptet, mit ihr ein Unternehmen gründen zu wollen. Demnach hätten die beiden frei zugängliche Daten von Investoren im Internet sammeln, Anlegerprofile erstellen und diese legal verkaufen wollen. Da Georgina M. im Libanon aufgewachsen ist, hätten sie dort Kontakt zu Banken aufgenommen. Falciani habe sich verächtlich benommen, sagt Georgina M. Er sei unter falscher Identität aufgetreten und habe diversen Geldinstituten in Beirut Daten auf seinem Notebook gezeigt. Schließlich habe sie, Georgina M., die Reise abgebrochen.

Darauf angesprochen, erzählt der Informatiker eine ganz andere Geschichte, die fast schon zu abenteuerlich klingt, um erdichtet zu sein. „Es passierte am 24. August 2007. Ich hatte mit Freunden in Genf Poker gespielt und lief zu Fuß nach Hause.“ Da hätten ihn zwei Männer überfallen, in einen Lieferwagen bugsirt und in den Keller einer Synagoge gebracht. „Die beiden haben sich als Agenten des Mossad des ausgegeben“, des israelischen Geheimdienstes, sagt Falciani. Sie hätten ihm gesagt, die libanesische Hisbollah wolle die HSBC-Bank unterwandern, um deren Konten zu erpressen. Er, der Datenspezialist Falciani, sowie seine Familie, schwebten in Lebensgefahr. Bald würde sich ein Agent der Hisbollah an ihn herannähern. Dann solle er den Mossad über ein geheimes Postfach verständigen.

Falciani erzählt, er habe zuerst erwogen, das Ganze zu ignorieren. Dann habe er sich gedacht: „Vielleicht ist an der Hisbollah-Geschichte was dran.“ Schließlich sei sein Verdacht auf die franko-libanesische Kollegin Georgina M. gefallen, die einige Monate vorher von der HSBC eingestellt worden sei. Die attraktive Frau sei gewesen, die vorgeschlagen habe, eine Firma zum „Data-Mining“ zu gründen. Daraufhin habe er die Mossad-Agenten alarmiert. Diese hätten ihn beauftragt, mit ihr in Libanon zu fahren. Falciani meint, die Libanon-Reise sei nur ein unbedeutender Mosaikstein im ganzen Bild. Entscheidend sei die Überzeugung, zu der er als Insider der Finanzwelt gelangt sei. „Wenn die Banken nicht kontrolliert werden, machen sie, was sie wollen. Dann werden sie mächtiger als die Staaten. Die Bürger müssen kapieren, dass sie die Banken kontrollieren können, indem sie von den Politikern entsprechende Gesetze fordern. So einfach ist das.“

ten kontaktiert“, erzählt er. So habe er sich in E-Mails an die Briten, Italiener und auch an den deutschen Bundesnachrichtendienst gewandt. Doch er habe keine Antwort bekommen. „Er wusste nicht mehr, wem er trauen konnte, wer auf welcher Seite stand“, sagt sein Anwalt Rizzo. Nur der französische Geheimdienst zeigte schließlich Interesse.

Doch bevor es zu einer geplanten Datenübergabe kam, schlug die Schweizer Justiz zu. Kurz vor Weihnachten 2008 wurde Falciani vor seinen Bankkollegen in Handschellen abgeführt. Die Hausdurchsuchung vor den Augen seiner Frau und Tochter sei traumatisch gewesen, erzählt Falciani. Danach habe ihn die Schweizer Justiz vorübergehend wieder freigelassen. Noch hätte zu wenige Beweise. Falciani reiste sofort mit Frau und Kind zu seinen Eltern ins französische Menton. „Ich hatte keinerlei Vertrauen mehr in die Schweizer Justiz.“ Er habe die Schweiz jedoch informiert, wo er sei, und angeboten, sich in Menton für Gespräche zur Verfügung zu halten.

Der Staatsanwalt interessiert sich nicht für die Steuersünder, ihm geht es um Geldwäscher.

Die Schweiz reagierte mit einem Rechtshilfeersuchen an Frankreich, garniert mit einem Haftbefehl. So stieß der Oberstaatsanwalt von Nizza auf den Fall. Er ließ das Haus Falcianis bei Menton durchsuchen, dessen Computer beschlagnahmen und vernahm den Informatiker selbst. Dabei entdeckte de Montgolfier, dass es in diesem Fall um mehr als nur einen möglichen Datendiebstahl geht. Es geht um tausendfachen Steuerbetrug, um schwere Straftaten wie Geldwäsche. De Montgolfier dachte gar nicht daran, Falciani samt Computer der Schweiz zu übergeben. Er sandte die Daten über französische Steuerhinterzieher ans Finanzministerium in Paris und machte sich dann an die Ermittlungen gegen Geldwäscher.

De Montgolfier erklärt, die Steuerhinterziehungen interessieren ihn gar nicht so sehr. Es wisse ohnehin jeder, dass die Schweizer Banken ein guter Platz für Steuerflüchtlinge seien. Er wolle beweisen, dass sie auf Grund ihrer laxen Kontrollen auch als sicherer Hafen für Geldwäscher dienen. „Wenn mir das gelingt, dann wäre das eine ganz andere Sache.“

Der Oberstaatsanwalt richtet sich auf lange Ermittlungen ein. Die Zusammenarbeit mit dem Informatiker laufe vorzüglich, sagt er. Dieser habe seine Kooperation selbst angeboten und niemals Geld oder irgendeine andere Gegenleistung verlangt, sagt de Montgolfier. Alle, die Falciani womöglich nach dem Leben trachten, warnt er. „Jeder muss wissen: Wir haben seine Daten, und unsere Ermittlungen werden in jedem Fall weitergehen.“ Außerdem setzt der Oberstaatsanwalt voraus, dass bald auch andere Länder wie Deutschland Ermittlungen zu den Daten aufnehmen werden, die Falciani geliefert hat. „Ich werde Staaten, die darum bitten, sehr gerne Hilfe leisten.“

Auch Falcianis Anwalt Rizzo weist immer wieder darauf hin, dass sich die Bundesrepublik die Daten, die deutsche Steuerbürger betreffen, jederzeit kostenlos bei der französischen Justiz verschaffen könne. Daher seien Berichte abwegig. Falciani biete die Informationen zum Kauf an. Rizzo hofft womöglich darauf, dass die Stellung seines Mandanten gegenüber der Schweiz gestärkt werde, wenn neben Frankreich auch Deutschland seine Daten zu Ermittlungen nutzt.

Hervé Falciani selbst setzt derweil auf Offensive. Er will sein Leben nicht von der Angst bestimmen lassen. Das Angebot, mit neuer Identität und neuem Gesicht unterzutauschen, lehnte er ab. „Ich habe alles, was ich getan habe, gegen das System des Verdunkelns gemacht – da will ich nicht selbst im Dunkeln leben.“

Einige betrachten ihn als Verbrecher, in Frankreich wird er als Robin Hood gefeiert.

nen, um in die Geheimnisse der Depots und Nummernkonten vorzudringen. Er spricht nicht von einer Mission. Er redet lieber von „Situationen“, in die einen das Leben wirft, und von der „Pflicht“, sein Bestes zu geben.

Wie auch immer. Aus dem aufgeschreckten Jungen ist ein selbstbewusster Mann geworden, der abertausende Anleger und Steuerflüchtlinge und die größte Privatbank der Welt, die HSBC, das Fürchten lehrt. Denn der Mann, der als Informatiker für die Bank arbeitete, hat Geldgeschäfte verraten, von denen niemand etwas erfahren sollte.

Die Schweiz betrachtet ihn als Datendieb und Wirtschaftsspion, sie sucht ihn mit Haftbefehl. In Frankreich wird er als Robin Hood gefeiert. Mehr als 500 000 000 Euro – eine halbe Milliarde – will das Finanzministerium in Paris dank seiner Hilfe von französischen Steuerflüchtlingen ergattert haben.

Und auch in Deutschland sorgt Falciani für Unruhe. Immer wieder unbekannt sein, die CDs mit den Schweizer Bankdaten deutscher Steuerflüchtlinge den Behörden zum Kauf anbieten. Nordrhein-Westfalen hat bereits für 2,5 Millionen Euro zugeschlagen, der Bund will eine eigentliche den Baden-Württemberg angebotene Compact Disc erwerben, und Hessen prüft „umfangreiche Daten“, die eine unbekannte Quelle verkaufen will.

Streck Falciani auch dahinter? Der Franco-Italiener, sein Anwalt und die Staatsanwaltschaft in Nizza verneinen das. Sie betonen aber alle, dass die Schweizer Steuerdaten, die Falciani der französischen Justiz verschafft hat, auch Deutschland haben könnte. Kostenlos. Deutsche Behörden bräuchten nur zuzugreifen. Wenn es dazu kommt, wird das die Wut in der Schweiz auf Falciani noch steigern.

Falciani ist zu einem Systemsprenger geworden, so könnte man es nennen. Eric de Montgolfier, der oberste Staatsanwalt von Nizza, sagt, Falcianis Fall habe grundsätzliche Bedeutung: „Er schwächt das Schweizer Bankgeheimnis.“ Natürlich können er nicht darüber urteilen, welche Motive den Informatiker leiteten und ob er wirklich nur zum Wohle Frankreichs und des Weltfinanzsystems handelte, sagt de Montgolfier. „Doch für mich ist wichtig, dass das Datenmaterial, das er liefert, vertrauenswürdig ist. Und ich halte es für vertrauenswürdig.“

Nun wartet der Oberstaatsanwalt, dass sich die deutsche Justiz bei ihm meldet.

Würde man die Daten drucken, sägte der Ermittler, könnte man damit einen Güterzug füllen.

Das Anlagegeschäft sei eigentlich eine einfache Sache, sagt Falciani. Man gebe der Bank Geld und erhalte es mit einer Rendite zurück. In Genf aber will er erleben haben, „dass man die Dinge auch ganz anders als klar und einfach gestalten kann“. Er habe gesehen, wie Geld und andere Vermögenswerte blitzschnell um die Welt geschoben wurden – von Genf nach Hongkong etwa, auf die Bahamas und wieder zurück. Er erfuh, dass es einfach war, die Spuren dieser Transaktionen zu verwischen. Und er erlebte, so erzählt er, wie schlecht die Daten der Banken gesichert waren. Obwohl er nur beauftragt gewesen sei, anhand fiktiver Daten Computersysteme zu entwickeln, sei es ihm ein Leichtes gewesen, an Informationen über Konten, Aufträge und Transaktionen zu kommen. Diese Daten seien im Intranet der Bank verfügbar gewesen. Auch andere Mitarbeiter, ob in der Schweiz, in Indien oder China hätten sie haben können, sagt er.

Über die Einzelheiten schweigt er sich aus. Schließlich laufen in Frankreich die Untersuchungen gerade erst richtig an. Während der Fiskus in Paris den französischen Steuerflüchtlingen in der Schweiz



Hervé Falciani war Informatiker bei der HSBC-Bank in Genf. Er lebt unter Polizeischutz in Frankreich. Foto: Jean Pierre Amet/Le Figaro/Laif

Er hat sein Wissen mehreren Geheimdiensten angeboten, aber zunächst wollte es keiner.

Doch so einfach möchte man die Libanon-Reise nicht abtun. Schließlich geht es um die Glaubwürdigkeit Falcianis. War er nur ein gesessener Informatiker, der seine Insiderkenntnisse im Laufe des Jahres 2008, sein Wissen um das „dunkle System“ bei der HSBC-Bank an den Mann zu bringen. „Ich habe alle möglichen Staa-



Im toten Winkel: Der Bankangestellte sah, wie Geld und andere Vermögenswerte blitzschnell um die Welt geschoben wurden.

Alles muss

Hervé Falciani ist der Schrecken der Schweizer und der Steuerhinter
Auch für Deutschland hat er noch ein paar Daten – kostenlos. Ein Tref

Von Stefan Ulrich

Nizza – Vielleicht beginnt man diese Geschichte am besten mit einem Mord.

„Als ich 17 Jahre alt war, wurde unser Nachbar erschossen“, erzählt Hervé Falciani. Damals, Ende der achtziger Jahre, lebte der Franco-Italiener mit seinen Eltern in Monte Carlo. Mit dem Nachbarn, einem Banker, verstand er sich gut. „Wir trafen uns im Café und gingen zusammen rudern.“ Die Bank, für die der Nachbar arbeitete, habe im Auftrag höchster französischer Kreise dubiose Geschäfte abgewickelt. Waffenhandel, sehr riskante Dinge. Dann wurde der Nachbar ermordet. „Da kapierte ich: Zwischen Geld und Macht besteht ein enger, gefährlicher Zusammenhang. Seither schaute ich mit anderen Augen auf die Banken, die Finanzen und die Wirtschaftsnachrichten.“

Falciani war überzeugt: Mit ein bisschen mehr Transparenz und Kontrolle in der Bankenwelt hätte sein Nachbar gerettet werden können, genauso wie viele an-

Denn, so de Montgolfier, zu Falcianis Schatz gehören auch die Schweizer Bankdaten vieler Deutscher.

Privatbanken, Steuerflucht, Weltfinanzkrise, Terrorismus, Geheimdienste, die Schauplätze Genf, Nizza, Monte Carlo sowie eine Prise Erotik – wer die Geschichte des 38 Jahre alten Hervé Falciani recherchiert, fühlt sich in einen etwas überdrehten Polit-Thriller gezogen. Würde die Schweiz nicht so nach ihm haschen, würde Frankreich ihn nicht so umgarnen, man könnte Falciani für einen Hochstapler halten. Doch wer ihn trifft, erlebt einen offenen Mann, der eher gelassen als überspannt auftritt.

Dabei ist seine Lage alles andere als komfortabel. Falciani hat seinen Job bei der HSBC in Genf verloren und lebt heute mit seiner Frau und der kleinen Tochter unter Polizeischutz im Hinterland des Riviera-Städtchens Menton. Gefahr droht ihm nicht nur von Schweizer Staatsanwälten, sondern auch von Schwerstkriminellen diverser Länder, deren Schweizer Konten

zusetzt, geht die Staatsanwaltschaft Nizza einen Schritt weiter. Oberstaatsanwalt de Montgolfier ermittelt – auf der Basis von Falcianis Daten und Wissen – wegen Geldwäsche in einer noch nicht absehbaren Zahl von Fällen. In französischen Zeitungen heißt es, Falciani habe der Justiz 1 300 000 Datensätze aus der HSBC-Bank geliefert. De Montgolfier sagt nur: „Wenn man die Daten, die er uns lieferte, auf Papier ausdrückte, würden sie einen Güterzug füllen.“

Doch zurück zu Falciani. Nachdem er erkannt habe, wie ungeschützt und manipulierbar das Datensystem seiner HSBC-Bank gewesen sei, habe er sich verpflichtet gefühlt, Alarm zu schlagen. Warum? „Weil daraus viele Gefahren erwachsen.“ Es geht nicht nur darum, dass ausländische Steuerbürger auf Schweizer Banken Geld versteckten. Vielmehr könnten Terroristen die Daten ausspionieren und Anleger erpressen. Vor allem aber gerate das Weltfinanzsystem in Gefahr, wenn sich nicht klar nachvollziehen lasse, woher

gel
ko
Di
Sc

es:
le
fra
sch
me
er:
Zu

for
Ba
be
ni
frü
Da
Ba
eir
un
ter
er
die

Portrait

der Bankenwelt hätte sein Nachbar gerettet werden können, genauso wie viele andere. Denn krumme Geschäfte wären dann gar nicht möglich gewesen. Falciani beschloss also, so viel wie möglich zu ler-

Einige betrachten ihn als Verbrecher, in Frankreich wird er als Robin Hood gefeiert.

nen, um in die Geheimnisse der Depots und Nummernkonten vorzudringen. Er spricht nicht von einer Mission. Er redet lieber von „Situationen“, in die einen das Leben wirft, und von der „Pflicht“, sein Bestes zu geben.

Wie auch immer: Aus dem aufgeschreckten Jungen ist ein selbstbewusster Mann geworden, der Abertausende Anleger und Steuerflüchtlinge und die größte Privatbank der Welt, die HSBC, das Fürchten lehrt. Denn der Mann, der als Informatiker für die Bank arbeitete, hat Geldgeschäfte verraten, von denen niemand etwas erfahren sollte.

Die Schweiz betrachtet ihn als Datendieb und Wirtschaftsspion, sie sucht ihn mit Haftbefehl. In Frankreich wird er als Robin Hood gefeiert. Mehr als 500 000 000 Euro – eine halbe Milliarde – will das Finanzministerium in Paris dank seiner Hilfe von französischen Steuerflüchtlingen ergattert haben.

Und auch in Deutschland sorgt Falciani für Unruhe. Immer wieder wird spekuliert, er könnte einer der Unbekannten sein, die CDs mit den Schweizer Bankdaten deutscher Steuerflüchtlinge den Behörden zum Kauf anbieten. Nordrhein-Westfalen hat bereits für 2,5 Millionen Euro zugeschlagen, der Bund will eine eigentlich den Baden-Württembergern angebotene Compact Disc erwerben, und Hessen prüft „umfangreiche Daten“, die eine unbekannte Quelle verkaufen will.

Steckt Falciani auch dahinter?

Der Franco-Italiener, sein Anwalt und die Staatsanwaltschaft in Nizza verneinen das. Sie betonen aber alle, dass die Schweizer Steuerdaten, die Falciani der französischen Justiz verschafft hat, auch Deutschland haben könnte. Kostenlos. Deutsche Behörden bräuchten nur zuzugreifen. Wenn es dazu kommt, wird das die Wut in der Schweiz auf Falciani noch steigern.

Falciani ist zu einem Systemsprenger geworden, so könnte man es nennen. Eric de Montgolfier, der oberste Staatsanwalt von Nizza, sagt, Falcianis Fall habe grundsätzliche Bedeutung: „Er schwächt das Schweizer Bankgeheimnis.“ Natürlich könne er nicht darüber urteilen, welche Motive den Informatiker leiteten und ob er wirklich nur zum Wohle Frankreichs und des Weltfinanzsystems handelte, sagt de Montgolfier. „Doch für mich ist wichtig, dass das Datenmaterial, das er liefert, vertrauenswürdig ist. Und ich halte es für vertrauenswürdig.“

Nun wartet der Oberstaatsanwalt, dass sich die deutsche Justiz bei ihm meldet.

sondern auch von Schwerstkriminellen diverser Länder, deren Schweizer Konten er der französischen Justiz offenbart hat. „Falciani riskiert nicht nur seine Karriere, sondern auch sein Leben“, sagt Patrick Rizzo, sein Advokat in Nizza.

Wer den Daten-Fischer Falciani treffen will, der muss um einen Termin bei Patrick Rizzo ersuchen. Der empfängt den Besucher in einem Büro an der Avenue de Verdun im prächtigen Zentrum von Nizza. Der humanistisch gebildete Jurist und Hobby-Historiker plaudert gerne über den Vatikan oder das Verhältnis Bayerns zu Österreich. Danach stellt er ein Treffen mit Falciani in Aussicht. Heute sei der Weg zu weit, das Wetter zu schlecht, aber morgen vielleicht . . .

Schließlich ist es soweit. Falciani wartet bei seinem Anwalt, in einem mit Gobelins geschmückten Saal der Kanzlei. Er ist ein zierlicher Mann mit neugierigen Augen. Schon bald drängt es ihn hinaus. Er schlägt vor, an der Promenade des Anglais von Nizza entlangzuschlendern. Hier rollen die Wellen des Mittelmeers an den kiesigen Strand. Falciani erzählt von seinem ersten Job als Matrose auf einer Privatjacht. Danach arbeitete er für das Casino in Monte Carlo als Sicherheitsmann und im Finanzgeschäft. Daneben studierte er Informatik. „Mein Leben war schön und leicht“, erinnert er sich. Im Jahr 2000 bekam er einen Job als Systementwickler der HSBC-Bank in Monte Carlo. Bald darauf holte ihn die Bank nach Genf. Dort will Falciani rasch bemerkt haben: Etwas ist faul in der Finanzwelt.

Würde man die Daten drucken, sagt der Ermittler, könnte man damit einen Güterzug füllen.

Das Anlagegeschäft sei eigentlich eine einfache Sache, sagt Falciani. Man gebe der Bank Geld und erhalte es mit einer Rendite zurück. In Genf aber will er erlebt haben, „dass man die Dinge auch ganz anders als klar und einfach gestalten kann“. Er habe gesehen, wie Geld und andere Vermögenswerte blitzschnell um die Welt geschoben wurden – von Genf nach Hongkong etwa, auf die Bahamas und wieder zurück. Er erfuhr, dass es einfach war, die Spuren dieser Transaktionen zu verwischen. Und er erlebte, so erzählt er, wie schlecht die Daten der Banken gesichert waren. Obwohl er nur beauftragt gewesen sei, anhand fiktiver Daten Computersysteme zu entwickeln, sei es ihm ein Leichtes gewesen, an Informationen über Konten, Aufträge und Transaktionen zu kommen. Diese Daten seien im Intranet der Bank verfügbar gewesen. Auch andere Mitarbeiter, ob in der Schweiz, in Indien oder China hätten sie haben können, sagt er.

Über die Einzelheiten schweigt er sich aus. Schließlich laufen in Frankreich die Untersuchungen gerade erst richtig an. Während der Fiskus in Paris den französischen Steuerflüchtlingen in der Schweiz

Deutschland, Bayern, München Seite 3

Weltfinanzsystem in Gefahr, wenn sich nicht klar nachvollziehen lasse, woher Geld stamme, wem es gehöre und wohin es überwiesen werde. Großbanken könnten durch interne Geschäfte zwischen ihren Unter-Organisationen Kontrollen ent-

er die „Ic te du



Hervé Falciani war Informatiker bei der HSBC unter Polizeischutz in Frankreich. Foto: [unbekannt]



oben wurden – und er erfuhr, wie einfach es war, Spuren dieser Transaktionen zu verwischen.

Foto: AFP

nuss raus

rhinterzieher. Er hat Bankgeschäfte verraten, die keiner kennen sollte.
in Treffen in Nizza mit einem Mann, der sich nicht mehr verstecken will.

Niz-
walt
3asis
egen
hba-
Ze-
ustiz
3BC-
nur:
erte,
inen

gehen. Damit wachse die Gefahr, dass unkontrolliert Kredite vergeben werden. Die Finanzkrise sei eine Folge dieser Schwächen eines „dunklen Systems“.

„Ich bin der lebende Beweis dafür, dass es in der Bankenwelt nicht genug Kontrolle gibt“, sagt Falciani. Wenn man dem französischen Fiskus und der französischen Justiz glaubt, dann konnte er Unmengen von Bankdaten liefern, zu denen er als Systementwickler eigentlich keinen Zugriff hatte.

Nun meint die Schweizer Justiz, der Informatiker habe sich die Daten der HSBC Bank illegal beschafft, um sie zu verschleiern – etwa an Konkurrenzbanken. Falciani dagegen behauptet, er habe seine Bank frühzeitig über Schwachstellen in ihrem Datensystem informiert. In der HSBC-Bank habe es jedoch zwei Lager gegeben: ein britisches, das auf Transparenz setzte, und ein schweizerisches, das alles so weiterlaufen lassen wollte wie bisher. So sei er ins Leere gelaufen. Da habe er sich an die Schweizer Bankenaufsicht gewendet.

Arbeitskollegin namens Georgina M. in den Libanon. Angeblich sollen die beiden ein Liebesverhältnis gepflegt und eine gemeinsame Zukunft geplant haben. Falciani weicht Fragen danach aus. Georgina M., die zur Zeit offenbar im Libanon lebt, lässt dagegen über einen Anwalt verlauten, Falciani habe sie hereingelegt. Er habe behauptet, mit ihr ein Unternehmen gründen zu wollen. Demnach hätten die beiden frei zugängliche Daten von Investoren im Internet sammeln, Anlegerprofile erstellen und diese legal verkaufen wollen. Da Georgina M. im Libanon aufgewachsen ist, hätten sie dort Kontakt zu Banken aufgenommen. Falciani habe sich verdächtig benommen, sagt Georgina M. Er sei unter falscher Identität aufgetreten und habe diversen Geldinstituten in Beirut Daten auf seinem Notebook gezeigt. Schließlich habe sie, Georgina M., die Reise abgebrochen.

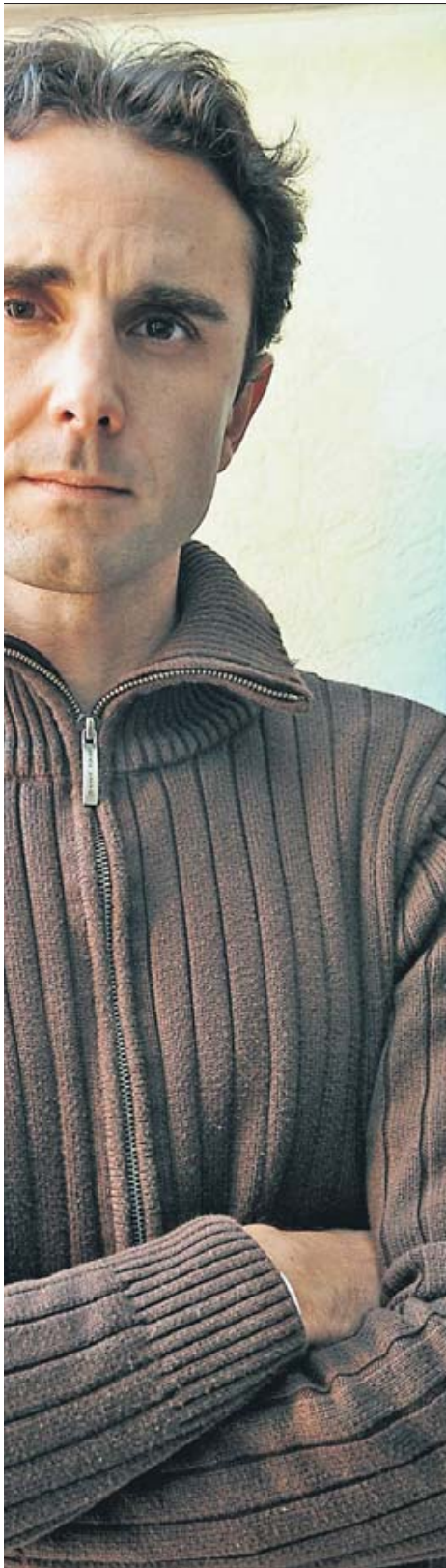
Darauf angesprochen, erzählt der Informatiker eine ganz andere Geschichte, die fast schon zu abenteuerlich klingt, um er-

ten kontaktiert“, erzählt er. So habe er sich in E-Mails an die Briten, Italiener und auch an den deutschen Bundesnachrichtendienst gewandt. Doch er habe keine Antwort bekommen. „Er wusste nicht mehr, wem er trauen konnte, wer auf welcher Seite stand“, sagt sein Anwalt Rizzo. Nur der französische Geheimdienst zeigte schließlich Interesse.

Doch bevor es zu einer geplanten Datenübergabe kam, schlug die Schweizer Justiz zu. Kurz vor Weihnachten 2008 wurde Falciani vor seinen Bankkollegen in Handschellen abgeführt. Die Hausdurchsuchung vor den Augen seiner Frau und Tochter sei traumatisch gewesen, erzählt Falciani. Danach habe ihn die Schweizer Justiz vorübergehend wieder freigelassen. Noch hatte sie zu wenige Beweise. Falciani reiste sofort mit Frau und Kind zu seinen Eltern ins französische Menton. „Ich hatte keinerlei Vertrauen mehr in die Schweizer Justiz.“ Er habe die Schweizer jedoch informiert, wo er sei, und angeboten, sich in Menton für Gespräche zur Ver-

Portrait

sich er ins Leere gelaufen. Da habe er sich an die Schweizer Bankenaufsicht gewendet. „Ich habe nie eine Antwort bekommen.“ An dieser Stelle bekommt die Geschichte des Hervé Falciani eine bizarre Wendung. Im Februar 2008 fuhr er mit einer



iker bei der HSBC-Bank in Genf. Er lebt reich. Foto: Jean Pierre Amet/Le Figaro/Laif

matiker eine ganz andere Geschichte, die fast schon zu abenteuerlich klingt, um erdichtet zu sein: „Es passierte am 24. August 2007. Ich hatte mit Freunden in Genf Poker gespielt und lief zu Fuß nach Hause.“ Da hätten ihn zwei Männer überfallen, in einen Lieferwagen bugsiert und in den Keller einer Synagoge gebracht. „Die beiden haben sich als Agenten des Mossad ausgegeben“, des israelischen Geheimdienstes, sagt Falciani. Sie hätte ihm gesagt, die libanesische Hisbollah wolle die HSBC-Bank unterwandern, um deren Kunden zu erpressen. Er, der Datenspezialist Falciani, sowie seine Familie, schwebten in Lebensgefahr. Bald würde sich ein Agent der Hisbollah an ihn heranmachen. Dann solle er den Mossad über ein geheimes Postfach verständigen.

Falciani erzählt, er habe zuerst erwogen, das Ganze zu ignorieren. Dann habe er sich gedacht: „Vielleicht ist an der Hisbollah-Geschichte was dran.“ Schließlich sei sein Verdacht auf die franko-libanesische Kollegin Georgina M. gefallen, die einige Monate vorher von der HSBC eingestellt worden sei. Die attraktive Frau sei es gewesen, die vorgeschlagen habe, eine Firma zum „Data-Mining“ zu gründen. Daraufhin habe er die Mossad-Agenten alarmiert. Diese hätten ihn beauftragt, mit ihr in den Libanon zu fahren.

Falciani meint, die Libanon-Reise sei nur ein unbedeutender Mosaikstein im ganzen Bild. Entscheidend sei die Überzeugung, zu der er als Insider der Finanzwelt gelangt sei: „Wenn die Banken nicht kontrolliert werden, machen sie, was sie wollen. Dann werden sie mächtiger als die Staaten. Die Bürger müssen kapieren, dass sie die Banken kontrollieren können, indem sie von den Politikern entsprechende Gesetze fordern. So einfach ist das.“

Er hat sein Wissen mehreren Geheimdiensten angeboten, aber zunächst wollte es keiner.

Doch so einfach möchte man die Libanon-Reise nicht abtun. Schließlich geht es um die Glaubwürdigkeit Falcianis. War er nur ein gerissener Informatiker, der seine Insiderkenntnisse im Libanon verkaufen wollte, und, als dies fehlgeschlug, Geschichten erfand und sein Heil in der Rolle des Robin Hood suchte?

Im Justizpalast von Nizza hört sich Oberstaatsanwalt de Montgolfier die Frage aufmerksam an. Seit einem Jahr arbeitet er mit Falciani. Dem Verdacht, dem Informatiker gehe es nur ums Geld, will er nicht folgen. „Wenn Falciani seine Kenntnisse versilbern wollte, wäre es naheliegender gewesen, seine Bank zu erpressen, anstatt Käufer im Libanon zu suchen.“

Und dann erzählt de Montgolfier, wie die Schweizer ihn zu Falciani führten. Das kam so: Nach der Libanon-Reise versuchte der Informatiker im Laufe des Jahres 2008, sein Wissen um das „dunkle System“ bei der HSBC-Bank an den Mann zu bringen. „Ich habe alle möglichen Staa-

Deutschland, Bayern, München Seite 3

jedoch informiert, wo er sei, und angeboten, sich in Menton für Gespräche zur Verfügung zu halten.

Der Staatsanwalt interessiert sich nicht für die Steuersünder, ihm geht es um Geldwäsche.

Die Schweiz reagierte mit einem Rechtshilfeersuchen an Frankreich, garniert mit einem Haftbefehl. So stieß der Oberstaatsanwalt von Nizza auf den Fall. Er ließ das Haus Falcianis bei Menton durchsuchen, dessen Computer beschlagnahmte und vernahm den Informatiker selbst. Dabei entdeckte de Montgolfier, dass es in diesem Fall um mehr als nur einen möglichen Datendiebstahl geht. Es geht um tausendfachen Steuerbetrug, um schwere Straftaten wie Geldwäsche. De Montgolfier dachte gar nicht daran, Falciani samt Computer der Schweiz zu übergeben. Er sandte die Daten über französische Steuerhinterzieher ans Finanzministerium in Paris und machte sich dann an die Ermittlungen wegen Geldwäsche.

De Montgolfier erklärt, die Steuerhinterziehungen interessierten ihn gar nicht so sehr. Es wisse ohnehin jeder, dass die Schweizer Banken ein guter Platz für Steuerflüchtlinge seien. Er wolle beweisen, dass sie auf Grund ihrer laxen Kontrollen auch als sicherer Hafen für Geldwäscher dienten. „Wenn mir das gelingt, dann wäre das eine ganz andere Sache.“

Der Oberstaatsanwalt richtet sich auf lange Ermittlungen ein. Die Zusammenarbeit mit dem Informatiker laufe vorzüglich, sagt er. Dieser habe seine Kooperation selbst angeboten und niemals Geld oder irgendeine andere Gegenleistung verlangt, sagt de Montgolfier. Alle, die Falciani womöglich nach dem Leben trachten, warnt er: „Jeder muss wissen: Wir haben seine Daten, und unsere Ermittlungen werden in jedem Fall weitergehen.“ Außerdem setzt der Oberstaatsanwalt darauf, dass bald auch andere Länder wie Deutschland Ermittlungen zu den Daten aufnehmen werden, die Falciani geliefert hat. „Ich werde Staaten, die darum bitten, sehr gerne Hilfe leisten.“

Auch Falcianis Anwalt Rizzo weist immer wieder darauf hin, dass sich die Bundesrepublik die Daten, die deutsche Steuerbürger betreffen, jederzeit kostenlos bei der französischen Justiz verschaffen könne. Daher seien Berichte abwegig, Falciani biete die Informationen zum Kauf an. Rizzo hofft womöglich darauf, dass die Stellung seines Mandanten gegenüber der Schweiz gestärkt werde, wenn neben Frankreich auch Deutschland seine Daten zu Ermittlungen nutzt.

Hervé Falciani selbst setzt derzeit auf Offensive. Er will sein Leben nicht von der Angst bestimmen lassen. Das Angebot, mit neuer Identität und neuem Gesicht unterzutauchen, lehnte er ab. „Ich habe alles, was ich getan habe, gegen das System des Verdunkelns gemacht – da will ich nicht selbst im Dunklen leben.“